Gab mir ein' Ring dabei.

Eine Kriegszeitskizze von Eugen Stangen.

...Sie kam von einem Tantenbesuch. Und gerade, wie sie die Straße kreuzte, fiel ihr ein: sie könnte noch rasch mal hinüber in die „Rose" gehen, ihre Schulfreundin Friedl Wiedemann besuchen.

Friedl stand just in der Thür, umlacht vom jungen Maisonnenschein, und lachte mit dem Sonnenschein um die Wette, als sie ihre Freundin Dorothea sah, die sie wie alle nur Dea nannte.

„Dea — Gott — is ja reizend, daß du endlich mal kommst! Läßt dich ja so selten sehen?"

Dea Döbler sah trübe in Friedls pikant-feines Brünettgesicht.

„Der Ernst dieser Zeit läßt einen selbst die Besuchsgedanken vergessen. ...Seit mein Bruder gefallen ist"—

„Ja, ja," meinte Friedl mitfühlend und nahm der Freundin Hand. „Komm — setz dich."

Dea Döbler nahm im Sammtstuhl am Schaufenster Platz. Durch die gemusterte Gardine konnte man gut die Straße übersehen, ohne selbst gesehen zu werden....

Herzlich plauderten die Freundinnen... Dann traten zwei Feldgraue ein — junge Menschen, die ehedem Stammgäste in der „Rose" gewesen waren, und die nun — als Verwundete in Berlin weilend—ihren ersten Genesungsausgang benützend, die altgewohnte, liebe Stätte besuchten.

Friedl Wiedemann, die Wirthstochter, erhob sich sofort und bekam einen hochrothen Kopf.... Der eine, ganz schlanke Feldgraue, der Fritz Zachow, bekam ebenfalls eine glühende Röthe über sein wirklich hübsches, keckfröhliches Gesicht.

Dea Döbler lächelte melancholisch in sich hinein.

Daß die Friedl Wiedemann und der Fritz Zachow sich liebten, das sah man.

Die beiden Feldgrauen und Friedl gingen nach dem Hintergrund des Lokals.

Dea war allein ... Gedankenverloren sah sie auf die Straße hinaus, in der das Leben nicht so wild brandete wie sonst im großen Berlin . . .

Ein junger Mensch fesselte ihren Blick.

In dunkelblauem Jackettanzug, eine federnde, tadellos geformte Figur. Ein sehr schönes, fast zartes Gesicht. Der junge Mann kam in die „Hütte" — wahrhaftig. Als er die Thür ins Schloß drückte, sah er die junge Dame am Fenster.

„Ach — Fräulein Döbler," grüßte er erfreut.

Dea neigte ihren dunkelbraunen Kopf zum Gegengruß und fragte erstaunt: „Sie kennen mich?"

„Herbert Kresser, ja — wir saßen einmal hier an einem Abend zusammen, mit Meißners und Weigts, erinnern Sie sich nicht mehr?"

Doch — an den Abend erinnerte sie sich noch, Monate war es her; und jetzt erkannte sie auch den jungen Mann.

„Ja — aber — da waren Sie doch in Feldgrau?"

Sie machte eine einladende Bewegung — und Herbert Kresser zog sich einen Hocker hervor und setzte sich neben sie.

„Ja, damals war ich noch in Feldgrau; — inzwischen bin ich als militäruntauglich für immer entlassen worden."

Ganz leise wankte seine Stimme.

Dea sah ihn begrifflos an. Es war doch kein Tadel an ihm zu entdecken.

Das Gesicht war direkt rosig — freilich wie überpudert, so seltsam zart; und in den schönen blauen Augen war etwas Schwimmendes, Zeichen überstandener Krankheit.

„Warum denn — untauglich?" fragte Dea mit verhaltener Stimme.

„Schuß durch die Lunge — und das heilt nicht mehr!"

Dea fuhr auf.

„Aber ich bitte Sie! Es ist doch eine gesunde Lunge, die durchbohrt wurde! Wie viele solcher Schußwunden sind schon verheilt!"

Herbert schüttelte den blonden Kopf, daß die Silberreflexe in dem Goldglanz heller aufsprangen.

„Nein, nein! Ich habe ja einen jungen Arzt auf Ehre und Gewissen gefragt, wie lange ich noch zu leben habe... Zwei Jahre höchstens noch!"

Dea wurde schneebleich und erregt; sie fühlte ein nie gekanntes Gefühl jäh in sich aufwallen.

„Das? Das hat Ihnen ein Arzt gesagt? So brutal ins Gesicht? Der — wird nie ein Wohlthäter der Menschheit!"

Herbert sah sie unverwandt an. Wie schön war dieses ovale, feinzügige Gesicht, die Augen unter den langen Wimpern wie aus goldbraunem Sammt geschnitten. Die dunklen Zöpfe hatte sie schlicht und deutsch-poetisch in dichtem Kranz um den Kopf geschlungen. Dieser Kopf war ihm schon damals an jenem Abend mit Meißners und Weigts aufgefallen und unvergeßlich geblieben, damals — als seine Braut noch neben ihm saß. Das bittere, krampfende Gefühl, das er überwunden wähnte, quoll nun doch wieder in ihm hoch...."

Dea aber sprach mit einem verhaltenen heißen Klang in der Stimme weiter: „Sie müssen einen alten Professor fragen, den ich kenne; der wird Ihnen gewiß sagen, was ich Ihnen sage: Es kommt doch ganz darauf an, wie Sie leben, in gesunder Luft, mit gesunder Nahrung! Dann verheilt die Wunde völlig."

Wieder das wehmüthige Kopfschütteln Herberts. „Ach — das ist nun egal. Ich muß ja doch nun einsam bleiben. Meine Braut, an der ich so hing, hat mir auf die Aussage des Arztes hin den Ring zurückgegeben."

Schlug ein Blitz blendend vor ihr nieder? Heulte eine Granate über ihre Häupter hin? Dea sank in erstarrendem Entsetzen in ihrem Stuhl zurück und stierte wie entgeistert den blonden Menschen an....

Dea athmete tief auf. „Das — das that ein deutsches Mädchen? Das konnte sie thun in so ernster, großer Zeit? Ich schäme mich für jene! Freilich — Sie können schließlich Gott danken, daß Ihnen noch zurzeit die Augen geöffnet wurden! Ueber den Unwerth jener!"

„Ja — ich trauere ihr auch nicht mehr nach, aber" — und er nahm aus der Westentasche einen goldenen Ring und ließ ihn auf den Tisch klirren...

Da lag es — das Symbol der Treue, und der schwache Sonnenschein, der durch die Gardine fiel, glitt weg von diesem Ring....

Dea konnte den Blick nicht losreißen von dem blonden Kopf. Mein Gott — wie that ihr dieser Mensch leid, namenlos, unendlich leid. Wie einen Gedankengang zu Ende spinnend, sagte Herbert verlorenen Blicks: „Kann mir ja auch niemand einen Kuß mehr geben!"... Er führte das Bierglas an den Mund, trank einen tiefen Zug und stellte das Glas wieder nieder. Da griff sie danach, jäh und rasch — ehe er sich's versah — und trank, trank von derselben Stelle, an der eben seine Lippen geruht....

„Dea!" rief er — ungläubig — noch ohne rechten Begriff. Erschüttert, wortlos bog sie das Haupt ihm näher.

„Dea! Und wenn ich wirklich nur noch zwei Jahre lebe?" — —

Da sprach sie voll echter, weibtiefer Innigkeit: „Dann sind es zwei Jahre des Glücks — zweimal dreihundertfünfundsechzig Tage!"

Ergriffen — mit plötzlich metallisch aufglänzenden Augen — legte er den linken Arm um ihre Schulter, und sie schmiegte das Haupt herüber, innig an ihn....

„Dein Dea, so wie ich bin — dein bis zum letzten Athemzug!"

„Und ich bin dein, Herbert — für ewig — ich liebe dich!"

Erinnerungen an Franz Liszt.

Von Max Marschalk.

Mit dem Ablauf dieses Jahres werden die Werke Franz Liszts frei, wird die Schutzfrist, die ihnen das Gesetz dreißig Jahre lang nach dem Tode des Meisters zubilligt, abgelaufen sein, und jeder Verleger wird von diesem Zeitpunkt ab das Recht haben, sie drucken und erscheinen zu lassen. Dreißig Jahre — welche eine lange Zeit! Und doch hat sie nicht ausgereicht, um uns die Kunst des Meisters vollkommen erfassen, ihre Tiefe ermessen, ihren Umfang abschätzen zu lassen.

Liszt, der Schaffende, hat heute noch fanatische Freunde und nicht minder fanatische Feinde. So nahe steht uns seine gewaltige Erscheinung, daß es uns noch nicht gelungen ist, bis zu einem gleichmäßig temperirten Urtheil vorzudringen. „Liszt hat seinen Speer weiter in die Zukunft geworfen als Wagner". Dieses Wort der Fürstin Wittgenstein — sollte es wirklich in Erfüllung gehen? Es gibt heute noch Lisztianer, eine große Gemeinde Gläubiger, die aus ihrem Glauben an Liszt und seine Kunst- und Kulturmission eine Art Religion machen. Diese Schwärmer haben in ihrem Gefühlsleben das Organ, das ihnen jede musikalische Phrase ihres Meisters und Abgottes als eine tief mysteriöse Offenbarung erscheinen läßt. Es ist in der That eine eigene Welt, die sich Liszt aufgebaut hat, eine Welt, in der eine überreiche, wahrhaft dichterische Phantasie Formen und Farben von seltsamen Reizen gezeugt hat. Es gibt wohl kaum eine Komponisten-Natur, die komplizirter wäre, als die Liszts, des Schöpfers der „Dante"-Symphonie, der „Faust"-Symphonie, der „Heiligen Elisabeth", des „Christus", großartiger symphonischer Dichtungen und weltbekannter sublimer Klavier-Kompositionen.

Etwa 400 Kompositionen hat Liszt veröffentlicht, und wenn wir seine Transkriptionen, Bearbeitungen usw. hinzurechnen, kommen wir sogar zu der ungeheuren Zahl 1300. Wer wollte es leugnen, daß es der Parerga viele sind, die vorerst einmal ausgesondert werden müßten, wollte man an den werthvollen Kern des Lisztschen Schaffens herankommen. Doch ich will hier keine Probleme lösen, nicht die Wurfweite seines Speeres abschätzen, sondern äußern Anlaß, den das Freiwerden seiner Werke hergibt, benutzen, um über eine Episode aus dem Leben des Künstlers, über dessen Kapazität und epochemachende, bis in unsere Zeit überall und unzweideutig spürbare Bedeutung als Meister des Klavierspiels keine Zweifel und keine Meinungsverschiedenheit bestehen, zu brichten, über eine Episode, die auch in der Geschichte der Stadt Berlin ein überaus merkwürdiges und interessantes Kapitel füllt. Ich meine die Zeit vom 7. Dezember 1841 bis zum 3. März 1842, die Zeit, in der Liszt wohl überhaupt die höchsten künstlerischen Triumphe seines Lebens gefeiert hat.

„Nicht gleich einem Könige, sondern als ein König zog er aus, vom jubelnden Volksgedränge umringt, als ein König im unvergänglichen Reiche des Geistes". So läßt sich Ludwig Rellstab, der durch Franz Schubert in die Ewigkeit mitgeführte Dichter, vernehmen.

Kurz vor seiner Abreise am 3. März des Jahres 1842 veranstaltete Liszt im Saale des Hotels de Russie, in dem er wohnte, ein Morgen-Konzert, dessen Ertrag er den Studierenden zugedacht hatte. Es sollte um 12 Uhr beginnen, aber schon um 11 Uhr hatten sich Volksmassen vor dem Hotel angesammelt, so daß die Besucher des Konzertes nur mit Mühe ihren Weg finden konnten. Liszt spielte vor dem überfüllten Saale in Reisekleidern, und man merkte es ihm an, daß ihn die Wehmuth des Abschieds beschlich, und daß ihn das, was er erlebt hatte und noch erlebte, tief ergriff. Unter den Ausbrüchen eines unbeschreiblichen Beifallsjubels fand das Konzert seinen Abschluß. Inzwischen hatten sich die Volksmassen vor dem Hotel „bis ins Unübersehbare" vergrößert. Da rollte ein mit sechs Schimmeln bespannter Wagen vor das Hotel, und als Liszt nun endlich erschien und neben den Senioren der Universität, die in dem Staatswagen saßen, Platz nahm, erscholl ein Jubel ohne Ende. Der Wagen setzte sich in Bewegung, und Reiter im akademischen Festornat und dreißig vierspännige Wagen mit Studierenden folgten ihm. „Zahllose andere Wagen hatten sich angeschlossen. Zu vielen Tausenden umwogte die Menge die Abfahrenden. Der Zug nahm zuerst seinen Weg nach den Linden, umbog den Platz, der für das Denkmal Friedrichs des Großen bestimmt ist, und wandte sich so nach der neuen Schloßbrücke zurück und dann über die Schloßbrücke, den Schloßplatz, durch die Königstraße nach dem Frankfurter Thor zu". — So ging es durch die mit Zuschauern und Zuschauerinnen dicht gefüllten Straßen — bis zur Neuen Welt drängte sich die Volksmenge auf der Chaussee — nach Friedrichsfelde, wo im Schlosse des Herrn von Treskow ein letztes gerührtes und feierliches Abschiednehmen stattfand.

Am Tage vorher, also am 2. März, hatte Liszt sein Abschiedskonzert im Königlichen Opernhause gegeben. Es war das vierte, das er im Opernhause gab, und das zwanzigste der öffentlichen Konzerte, die er überhaupt in der kurzen Zeit seines Berliner Aufenthalts, der ein weniges über zwei Monate betrug, veranstaltete. Welch ein seltsames und seltenes Erlebniß für den Künstler und für die Hauptstadt Preußens! Giebt es heutzutage einen Künstler, der es unternehmen könnte, eine so große Zahl von Konzerten auch nur in einem Winter zu geben?

Die ungeheuren Erfolge, die Liszt in Berlin davontrug, die seinen Aufenthalt zu einem so außerordentlichen Ereigniß machten, sind nicht allein auf das Konto des Künstlers, sondern auch auf das des Menschen zu setzen. Der wesentliche Theil seiner Erfolge, ihre tiefere Gewalt verknüpfte sich eng mit seiner Persönlichkeit. „Was die Grenzen des geistigen Einflusses, den Liszt übte, so ungemein erweiterte, war nächst der anmuthigen Genialität seiner persönlichen Erscheinung die edle Freigebigkeit mit seinem Talent in jedem Sinne." Rellstab spricht von der unmittelbaren Freigebigkeit, die darin bestände, daß er sich allen Kreisen, in denen ein wahrer und warmer Antheil an seiner Kunst lebte, gern und willig hingäbe, und von der mittelbaren, die darin bestände, daß er den goldenen Lohn, den ihm sein Talent eintrug, mit überreich wohlthätiger Hand auch anderen zugute kommen ließ. Schön war das Verhältniß Liszts zur studirenden Jugend, die er „unmittelbar" und „mittelbar" reichlich beschenkte. Die Freimaurerlogen und zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten hatte er sich in ähnlicher Weise zu Dank verpflichtet. Es war natürlich, daß man ihm den Dank in besonderen Formen übermittelte, in Formen, die nicht nur ihm ein besonderes Erlebniß wurden, sondern die auch stets den Antheil der ganzen Stadt in Anspruch nahm. So stellten sich eines Morgens einhundert Kinder bei Liszt ein, von denen keines über sechs Jahre alt war. Sie überbrachten den Dank verschiedener Kinderbewahranstalten, zu deren Besten Liszt konzertirt hatte. Sie sangen „Lobt froh den Herrn, ihr jugendlichen Chöre", und traten vier von ihnen vor, sagten ein Verschen, überreichten Kränze und „streuten ihrem Wohlthäter Blumen auf seinen Lebensweg". Liszt war so tief gerührt, daß er „nicht anders zu antworten wußte, als daß er die Kinder herzlich und liebevoll küßte."

Liszt erfreute sich auch der besonderen Gunst des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten und der Prinzessin Wilhelm von Preußen, der nachmaligen Kaiserin Augusta. In musikalischen Soireen, die öfter im königlichen Schlosse veranstaltet wurden, hatte er Gelegenheit, mit seinem phänomenalen Spiele zu glänzen. Ganz Berlin war in einem Taumel, hoch und niedrig feierte den großen Künstler und den großen Menschen, und es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß die Begeisterten sich auch übernahmen, und daß auf die Zeit des Rausches die Zeit des Katzenjammers folgte. Der verdienstvolle Liszt-Biograph Julius Kapp theilte folgenden Bericht aus seiner Zeit mit: „Man hat ihn gefeiert, man hat ihm Serenaden gebracht, eine Dame ist vor ihm niedergekniet und hat ihn gebeten, seine Fingerspitzen küssen zu dürfen, — eine andere hat ihn im Konzert publice umarmt — eine dritte hat den Ueberrest aus seiner Theetasse in ihr Flacon gegossen — Hunderte haben Handschuhe mit seinem Bild getragen — viele haben den Verstand verloren. Alle haben ihn verlieren wollen; ein Kunsthändler hat Glasplatten mit seinem Bild angefertigt und zu Schmucksachen verkauft, Tausende haben um seine Gunst und sein Geld gebuhlt resp. gebettelt — das ist aber noch nichts. Die Hauptsache bleibt der Abschied. Der Meister hat nie einen größeren Triumph gefeiert."

Häusliche Tagesfragen.

Erziehung der Kinder zur Faulheit. — Fehler, die sich später schwer rächen. — Reinlichkeit. — Ihre Bedeutung auf den Gesundheitszustand der Familienmitglieder. — Blumen und Vögel im Wohnzimmer. — In welcher Weise an beiden gesündigt wird.

So absurd es klingen mag, so oft ist diese Erziehung zur Faulheit des Kindes leider die Ursache davon, daß es nicht wenig träge Kinder gibt, die später, sowohl den Lehrer, wie Eltern zur Verzweiflung bringen.

Meist suchen beide die Ursache dazu in einem organischen Fehler des Kindes, glauben an geistige Defekte desselben, angeboren oder erworben, fürchten Krankheit, wegen der der Arzt aufgesucht werden soll oder vermuthen Einflüsse durch geheime Miterzieher. Nur dort, wo der Grund zu dieser Trägheit gesucht werden müßte, dort wird sie selten gesucht oder vermuthet, nämlich: in der Erziehung dazu.

Das ist doch wohl kaum glaublich. Und doch ist dem so, wie auch Binet in seinem Werke: „Neue Gedanken über das Schulkind" in längerer Abhandlung ausführt, und zwar beginnt die Erziehung des Kindes zur Faulheit schon in seiner frühesten Jugend, schon dann, wenn es noch kaum mit Bewußtsein, sondern mehr instinktiv sich mit verschiedenem Spielgeräth beschäftigt. Es spielt mit irgend einem ungeeigneten Gegenstand, welcher plötzlich seinen ungeschickten Fingerchen entfällt. Noch zu unbeholfen, ihn sich selbst wieder zu verschaffen, zeigt es seinen Unmuth über das Entschwundene durch Schreien oder auf andere Weise an und die Mutter oder Wärterin, dadurch aufmerksam gemacht, bringt es ihm wieder. Dieser Zufall wiederholt sich. Wieder erlangt das Kind ohne eigenes Zuthun, was ihm kurz zuvor verloren ging, und oft bedarf es keines dritten Males, daß das Kind instinktmäßig erfaßt, wie leicht es ihm gemacht wird, wieder in den Besitz irgend eines ihm entfallenen Gegenstandes zu gelangen. Ein anderer Fall. Das größere Kind wird von der Mutter tagtäglich mit größter Sorgfalt gewaschen, gekämmt und gekleidet. Ist diese einmal anderweitig beschäftigt und veranlaßt das Kind, sich selbst die Schuhe zuzuschnüren, irgend welche Knöpfe zu schließen usw. und dieses verspürt, daß damit eine Anstrengung verbunden ist, so braucht es sich nur jener kleinen Gelegenheit zu erinnern, bei denen die Mutter bereitwillig immer wieder brachte, was es fortwarf, und sich möglichst ungeschickt anzustellen, um auch von dieser kleinen Mühe und Arbeit entlastet zu werden.

Aber gesetzt der Fall, der Bethätigungstrieb erwacht doch im Kinde trotz der bisherigen Erziehung zur Faulheit, es möchte hier mithelfen und dort mit zugreifen, es bietet Hilfe an oder faßt selbstständig zu, daß es dann nicht sofort so geschickt wie sein Vorbild die neue und ungewohnte Arbeit erledigt, ist selbstverständlich und auch nicht zu erwarten. Und wieder ist es in vielen Fällen die Erzieherin, die diesen Bethätigungstrieb eindämmt und es zur Faulheit erzieht mit den ungeduldigen Worten: „Ach laß nur, das verstehst Du ja doch nicht!" oder: „Laß nur sein, das mach' ich allein viel besser und schneller" usw.—

Ist es ein Wunder, daß ein Kind, das auf diese Weise erzogen wird, die Lust und Liebe zur Arbeit und Thätigkeit gar nicht kennen lernt und in der Faulheit beharrt, die auch später nur schwer zu bekämpfen ist? Der erfahrene Beobachter wird bei trägen und faulen Kindern viel mehr Erziehungssünden als deren Ursache, denn vorhandene Anlagen dazu erkennen. An den Müttern aber ist es, aus dem Angeführten eine Lehre zu ziehen und bei der Erziehung ihrer Kinder von frühester Jugend an ähnliche Fehler zu vermeiden.

* *

Das Bundesamt für häusliche Wissenschaften veröffentlichte kürzlich eine längere Abhandlung über die Bedeutung der Reinlichkeit im Haushalt auf den Gesundheitszustand der Familienmitglieder, der zahlreiche beachtenswerthe Hinweise enthält. Besondere Aufmerksamkeit wird darauf gelenkt, daß Eß- und Trinkgeschirre überaus starke Ansteckungsverbreiter sind.

Professor Dr. A. Ritschl aus Freiburg i. B. hat dies erst kürzlich wieder festgestellt. Das Eß- und Trinkgeschirr kommt mit der Mundausscheidung eines an infektiöser Erkrankung des Rachens, der Nase oder des Mundes Leidenden in innigste Berührung. Durch die gemeinsame Reinigung des von dem Kranken benützten Geschirrs mit anderen Tellern und Bestecken werden die Ansteckungsstoffe auf das ganze Hausgeschirr verbreitet. Dies umso mehr, wenn das Küchenpersonal den Reinigungsprozeß sehr flüchtig vornimmt. Nicht lange darauf wird das Geschirr und Besteck wieder verwendet, und so gelangen die Krankheitserreger in die Mundhöhle der gesunden Familienmitglieder. Man wundert sich dann über das rasche Umsichgreifen des Katarrhs und versucht alle Mittel, um ihn aus dem Hause zu treiben.

Die Krankheitserreger haben sich aber inzwischen so fest eingenistet, daß ihre Vertreibung erst nach langer Zeit und nachdem alle Familienmitglieder in unangenehmster Weise ihren Tribut zahlen mußten, gelingt. Es gibt aber auch noch viele andere ansteckende Krankheiten, die eine größere Gefahr in sich bergen, als ein Katarrh. Deshalb sollten alle Hausfrauen strenge darauf achten, daß Geschirre und Bestecke, die von Erkrankten benutzt wurden, sterilisirt werden, wodurch die anheftenden Keime von Bakterien getödtet werden. Dann erst können sie mit dem anderen Geschirr gewaschen und getrocknet werden. Ganz besonders sind Trinkgläser, Löffel und Gabeln, die unmittelbar mit dem Mund in Berührung kommen, vorerst diesem Verfahren zu unterziehen.

Da von der Reinigung des Eß- und Trinkgeschirrs die Rede ist, sei nicht versäumt, auch etwas vom Kochgeschirr zu erwähnen. Besonders wäre dem emaillirten Geschirr Aufmerksamkeit in der Richtung zuzuwenden, daß man das Abspringen des Emails zu verhüten trachtet, oder wenn dies dennoch erfolgt, das betreffende Geschirr sofort außer Gebrauch setzt. Das Email springt, schadhaft geworden, besonders dann leicht ab, wenn in dem betreffenden Gefäß eine Speise ziemlich trocken gedünstet wird.

Zum Aufbewahren von gekochten Speisen verwendet man nur irdene, Porzellan- oder Glasgefäße. Man lasse auch die Speisen niemals in einem Eisen- oder Kupfergeschirr erkalten! Der Genuß von Speisen, die in unverzinnten oder kupfernen Gefäßen kalt wurden, kann eine schwere Gefahr für die Gesundheit bedeuten, weil diese Gefäße beim Abkühlen anlaufen und Grünspan ansetzen.

Noch ein Wort sei den Küchentüchern gewidmet, die niemals allzu schmutzig werden sollten. Nicht nur, weil das unappetitlich ist, sondern auch weil an dem Tuch verschiedenes haften bleibt, was dann auf die gewaschenen Teller und Bestecke übertragen wird. Ueberdies müssen stark gebrauchte Küchentücher in der Wäsche sehr mißhandelt werden, was nicht zu ihrer Haltbarkeit beiträgt.

Es ist nun einmal so, der Mensch, von der Natur entfernt, sehnt sich nach ihr zurück und sucht sie sich nahezubringen. Er schmückt seine Wände mit mehr oder weniger guten Landschaftsbildern. Er legt sich ein Vorgärtchen an, pflanzt einen Lieblingsbaum vor sein Haus oder Spalierfrüchte an die Hauswand. Und er zähmt sich seit altersher allerlei Thiere. Der Hund ist sein Freund und Helfer — ein Aquarium, ein Terrarium — ein Goldfischglas — Blumenbretter, Blumentische — lebende und präparirte Blumen holt er sich herbei. Am meisten ist wohl die Blumen- und Vogelliebhaberei verbreitet. Aber mit welchem Unverstand wird sie betrieben! Der Blumentopf, mit Papier- oder Papphüllen umgeben, wird gedankenlos an's Fenster gestellt — nicht einmal immer an's Fenster oder so, daß ihm das nothwendige Licht zukommt, sondern — ich sah schon Blumentöpfe auf einem Paneel stehen, das über einem Sofa angebracht war — in einem dämmrigen Zimmer — ich sah sie auf Bücherschränken—kurz überall da, wo sie nicht hingehören, wo sie ein gequältes Dasein führen. Man kann auch Blumen quälen — Pflanzen, die ein Leben haben. Aber, wie viele Leute denken daran! Sie geben ihren Blumen kein Wasser, sie werfen den Strauß achtlos auf einen Tisch und fühlen ihre Begierde nach diesem holden Gegenstand befriedigt, wenn sie den Blumentopf oder den Strauß in der Hand halten und heimgebracht haben. Was weiter daraus wird, ist ihnen gleichgiltig. Höchstens ärgern sie sich, daß ihr Schmuck nicht dauerhaft ist. Daß dies an ihrer eigenen Achtlosigkeit liegt, kommt ihnen nicht in den Sinn. Oftmals sind Blumen, die beim Gärtner gekauft worden sind, schlecht eingetopft. Wem etwas daran liegt, eine Zimmerlinde, eine Palme, einen Gummibaum, eine Azalie länger zu besitzen, der untersuche die Pflanze daraufhin und helfe nach. Entweder durch Umpflanzen oder durch Zufüllen von guter Erde. Auch sollte Jemand, der seinem Zimmer diesen schönen Schmuck geben will, sich mit der Blumenpflege genauer vertraut machen.

Aber noch gewissenloser gehen die meisten Menschen mit ihren Stubenvögeln um. Enge Käfige — womöglich runde — überheizte Stuben — oder Zugluft — unter solchen Unzulänglichkeiten soll ein Vogel gedeihen. Selten wird ein Unterschied gemacht, ob es sich um einen Kanarienvogel oder um einen Waldvogel handelt. Und auch hier kann es vorkommen, daß der Besitzer des Thierchens nicht einmal weiß, ob er einen Körnerfresser oder einen Vogel besitzt, der Weichfutter verlangt. Kurzum, die Mißhandlung durch falsche Behandlung der Vögel schreit zum Himmel. Dabei können Blumen und Vögel jahrelang, jahrzehntelang bei richtiger Behandlung gedeihen — für uns eine Quelle der Freude sein und die Verbindung mit der Natur herstellen. Wer Blumen und Vögel in seine Wohnung bringt, bedenke, daß er Verpflichtungen gegen Lebewesen damit übernimmt.

Glückliche Augenblicke.

„Wissen Sie, Herr Doktor, zweimal im Leben jubelt man „Endlich allein": Vor der Verlobung und nach der Scheidung."

Das Problem.

Als der Professor Schraubenschlüssel starb, umstanden ihn trauernd seine Kollegen. Denn er war eine Leuchte der Wissenschaft. Und dies waren seine letzten Worte, die vom Sterbekissen kamen: „Freunde, wie sonderbar, daß es in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell."

Und darauf war er todt.

Seine Kollegen aber nahmen in Ehrfurcht sein letztes Wort auf und trugen es aus dem Sterbezimmer, und hielten es als ein Vermächtnis.

Sie schrieben einen ergreifenden Nekrolog über Professor Schraubenschlüssel und schlossen ihn feierlich und prophetisch mit Professor Schraubenschlüssels letztem Worte: „Freunde, wie sonderbar, daß es in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell."

Und von den Fachzeitschriften ging Professor Schraubenschlüssels Vermächtnis über in die Tagespresse und wurde um den Erdball depeschirt und ins Französische, ins Englische, ins Italienische und Chinesische übersetzt.

Von Millionen Lippen wurde Professor Schraubenschlüssels letzter Satz zum Frühstück aus der Zeitung vorgelesen. Und es war eine allgemeine Verwunderung und ein tiefes Nachdenken.

Und die Gescheitesten sagten: „Die Lösung des Problems scheint so einfach —."

„Ja, scheint so", sagten die andern, „das haben alle tiefsten Dinge, daß sie einfach scheinen."

Und dann wurde ein Preisausschreiben veranstaltet. Wer die beste Lösung zu Professor Schraubenschlüssels dunklem Vermächtnis fände: „Warum es in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell", der sollte neben hohem Ruhm auch noch so und so viel tausend Mark erwerben.

Aber das Preisausschreiben war nur für Fachgelehrte. Daß Laien dem gewachsen wären, war nicht anzunehmen.

Junge Stürmer gab es, die hatten den Muth, es mit einer Doktor-Dissertation zu versuchen. Sie fielen durch.

Würdige Gelehrte holten weiter aus. Sie untersuchten zunächst den Begriff der Nacht. Und zwar philologisch, historisch, juridisch, logisch, erkenntnistheoretisch, naturwissenschaftlich und experimentell. Das gab dicke Bücher.

Dann wurde in den Begriff des Dunklen überhaupt hineingeleuchtet. Was ist dunkel? Warum ist etwas dunkel? Inwieweit ist etwas dunkel? Die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde des Dunklen. Die Grenzen des menschlichen Erkennens alles Dunklen. Das gab wieder dicke Bücher.

Darauf wurde der Begriff des Hellen abgeleuchtet. Die Helligkeit in Bezug auf die reine Vernunft. Die Helligkeit in Bezug auf den Verstand. Die Helligkeit in Bezug auf die Brocasche Gehirnwindung. Die Helligkeit in Bezug auf das Phänomen des Klarsehens. Die Helligkeit in Bezug auf die vierte Dimension. Und die Bücherpfeiler wuchsen weiter.

Bis hierher kam man leiblich vorwärts. Schwerer wurde es, als es galt, die kontradiktorischen Wechselbeziehungen zwischen Dunklem und Hellem zu untersuchen. Tausende von Gelehrtenfedern verhedderten sich in jenen fernen Grenzgebieten menschlichen Erkennens. Der Relativismus, der Subjektivismus, der Objektivismus differenzirten das widerspruchsvolle Gebiet in einer Weise, daß mehr als ein Gehirn daran zerbrach. Heldenmüthig gingen sie zugrunde auf dem Schlachtfelde des großen Problems, das Professor Schraubenschlüssel der Welt als schweres Erbtheil hinterlassen hatte. Und noch in Polsterzellen hockte das Problem und murmelte mit starren Blicken: „Freunde, wie sonderbar, daß es in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell." — Die aber leidlich gesund blieben, bissen sich die letzten gelben Gelehrtenzähne aus in dem titanischen Bemühen, die vier riesigen Bücherreihen über den Begriff des Nächtlichen, über den Begriff des Dunklen überhaupt, über den Begriff des Hellen und über den Begriff der Wechselbeziehungen zwischen dunkel und hell, diese vier Bücherreihen unter einen Hut zu bringen im Sinne des hinterlassenen Problems.

Uebermenschlich ging ihr Mühen in die Tiefe. Und vor allem in die Breite. Eine gewaltige internationale Bibliothek wurde erbaut und mit den hunderttausend Theiluntersuchungen angefüllt. Und von den Thoren der gelehrten Stätte leuchtete jener mystische Satz in Goldbuchstaben: „Freunde, wie sonderbar, daß es in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell."

Und ein großer Theil von Fachgelehrten bekam bis zur Lösung des Problems eine feste Anstellung als Beamte in jener Bibliothek und wurde von der anderen Hälfte der Fachgelehrten, die dort die Spezialliteratur absuchten, in Athem gehalten.

Neue Bücher gingen aus dieser sinngemäßen Arbeitstheilung hervor. Und nach und nach bildete sich ein fester Rhythmus heraus: Aus zehn vorhandenen Büchern wurde ein elftes gemacht.

Sogar aus anderen Fakultäten kamen sie heran. Statistiker berechneten den Quadratinhalt der Blätter, so man über das Problem geschrieben. Physiker verbreiteten sich über die potentielle Energie des Problems. Chemiker handelten die Wahlverwandtschaft der Elemente des Problems ab. Philosophen wiesen nach, daß die Lösung des Problems nicht mehr und nicht weniger als das Menschheitsräthsel selbst betreffe, und daß hinter ihm die goldne Zeit anbrechen müsse.

Die Fachgelehrten und Kollegen des Professors Schraubenschlüssel lasen diese Bücher und verbreiteten sich hämisch über die Phantastereien jener Außerfachler.

Diese lasen wieder diese Bücher und schrieben kritische Bücher über die Kritik der Fachler.

Worauf die Fachler wieder kritisch schrieben über die Kritik der Kritiken der Fachgelehrten.

Worauf die außerfachlichen Gelehrten die Kritiken der Kritiken der Kritiken kritisch erledigten.

Worauf . . .

In diesem Zustand befindet sich das Problem des berühmten Professors Schraubenschlüssel heute.

Schwer lastet das ungelöste Problem über der Menschheit. Sogar der Laienwelt verwirrt es ihre Seele.

Gestern ist ein alter Sägfeiler an der großen Bibliothek vorbeigegangen und hat den goldenen Spruch gelesen. „Warum's in der Nacht dunkel ist und doch nicht hell?" hat er laut gesagt und gelacht, daß es die ganze Straße hören konnte, „einfach weil a' pelzene Pelzkappen aus Pelz is!"

Man hat den armen Wahnsinnigen in eine psychiatrische Klinik gebracht und man fürchtet, er wird nicht der Letzte sein.

So liegt in allen tiefsten Problemen der Menschheit eine schwere Tragik.

Manche Tugend bliebe unbemerkt, wenn der Neid sie nicht entdecken würde.

Im Morgengrau.

Skizze aus dem Leben.

Gjert und Maria hatten fünf Kinder am Fieber verloren. In der vergangenen Nacht nun war plötzlich auch ihr Jüngstes noch erkrankt, das letzte.

In seiner Angst war Gjert zum Arzt geeilt. Der alte Mann betrat nur ungern wieder das Haus, in dem er seine Ohnmacht schon so oft schmerzlich empfunden hatte. Er gab einige Anweisungen zur Pflege, drückte den Eltern die Hand und versprach baldiges Wiederkommen.

Gjert hatte sich in Maria ein frommes Weib gewählt. Er selbst war in seiner Jugend gläubig gewesen, später aber gleichgiltig geworden.

Maria betete täglich. Im Morgengrauen, wenn die Kinder noch schliefen, und sie Gjert schlafend wähnte, erhob sie sich, trat ans Fenster und faltete die Hände angesichts des sich langsam erhellenden Himmels. Er beobachtete sie oft von seinem Lager aus. Nie erschien sie ihm so schön, wie im sanften Schimmer des erwachenden Tages und zugleich im Glanze eines höheren, ihm unerklärlichen Lichtes.

Schon als ihr erstes Kind, ein herrlicher Knabe, ihnen entrissen wurde, glaubte Gjert, sie werde abstehen von ihrer Andacht. Vier Geschwister folgten dem Bruder nach in den Tod, darunter zwei holde Mädchen, der Mutter Lieblinge, in einer Nacht. Auch nach dieser Nacht betete Maria im Morgengrauen — auch heute, als ihr jüngstes Kind am Fieber erkrankt war.

Gjert hatte, gleich ihr, das Lager nicht aufgesucht. Doch verließ er zuweilen die Kammer, weil er den Anblick des leidenden Kindes nicht dauernd zu ertragen vermochte. Wieder eintretend, fand er Maria betend am Fenster. Sein Blick schweifte von ihrer andächtigen Gestalt zu dem Bett des Knaben und wieder zurück zu ihr. Der Anblick zerriß ihm das Herz.

„Was thust du, Maria?" fragte er nähertretend.

„Ich bete, Gjert, ich bete und danke."

Sein Schmerz machte ihn erbarmungslos.

„Das ist Thorheit", sagte er hart. „Der Gott, den du anrufst, ist todt. Du hast zu ihm gebetet, täglich, täglich. Unsere fünf Kinder aber sind gestorben und unser Jüngstes wird ihnen folgen."

Sie antwortete nicht. Sie schaute ihn an, und er erbleichte unter ihrem Blick. Schweigend begab sie sich wieder an die Pflege des Kindes.

Noch einen Tag und eine Nacht kämpfte das entfliehende Leben. Dann drückte Maria ihrem Knaben die Augen zu.

Im Morgengrauen aber fand sie Gjert, die Hände gefaltet angesichts des sich langsam erhellenden Himmels.

„Was thust du, Maria?" fragte er wieder, die erkaltete Hand des Knaben in seiner Rechten.

„Ich bete, Gjert, ich bete und danke."

Er lachte gellend auf.

„Spottest du deines Grames, Weib? — du dankst?"

„Ich danke Gott für den Schmerz meiner Liebe und daß er unsere Kinder zu sich nahm, bevor sie irre geworden an seiner Huld."

Da brach er vor ihr in die Knie nieder und legte das Haupt in ihren Schoß.

„Ich glaube ihn wieder", sagte er fest. „Er lebt, Maria, lebt in deiner Seele!"

Boshaft.

„Heute Mittag werde ich kochen, lieber Emil!"

— „Warum?"

„Mama hat mir's gerathen!"

— „Ach, laß' Dich doch nicht so gegen mich aufhetzen!"

Große Wäsche.

Wirth: „Was radirst Du denn da auf den Papierservietten herum?"

Wirthin: „Sauber machen thu' ich se."